

Das

Brandenburgische Haus.

Historische Feier

des 18ten Jänners 1801

von

Karl Ludewig Woltmann.

Berlin
bei J. F. Unger 1801.

Ein Jahrhundert verfloſs, seitdem ein neuer Stern unter den Königreichen Europa's aufging: immer stralender zeigte er sich in seinem Lauf nach unwandelbaren Gesetzen. Vier Jahrhunderte sind vergangen; da stand ein groſser Geist aus dem Hause Zollern als Schutzengel des Reichs der Deutschen und der Christenheit auf, und suchte den wilden Genius der Zeit zu zähmen, daſs er nur Heil, nicht Verderben bringen sollte; mit hoher Freude empfing Ihn bald der Kurfürsten glänzende Reihe: nun ward in jener Mark, die

eine Zeitlang ein Spiel der Herrscher gewesen war, eine Gröſse gegründet, in welcher die deutsche Verfassung und der Geist der Zeitalter, insofern Gerechtigkeit und Klugheit ihn billigten, ihre Burg fanden.

Jenes Streben für Erhaltung des Reiches der Deutschen und Bildung des Geistes der Zeiten, ist hervorspringend im Charakter der erhabnen Ahnen Friedrich Wilhelms des Dritten. Die Geschichte verfolgt die Entwicklung desselben mit Begeisterung am Schluſs des ersten Jahrhunderts der preuſsischen Monarchie; denn in jenem doppelten Streben liegt eine der vorzüglichsten Ursachen ihrer gegenwärtigen Gröſse.

Das erste Erscheinen der Ahnen des Königlichen Hauses ist durch den Eifer bezeichnet, womit sie das

bürgerliche Glück des deutschen Vaterlandes umfassen. Als Burggrafen von Nürnberg tragen sie die Fahne der Gerechtigkeit im Namen des Kaisers, und gewöhnen nicht nur im deutschen Oberlande, sondern auch in der Schweiz und den niederländischen Provinzen, den zügellosen Geist an die Satzungen der Rechte.

Allein das Ansehn der von den Altvordern überlieferten Gesetze, in deren Sinne die Burggrafen das Urtheil sprechen, will zum Schatten werden; aus allen seinen Fugen ist der deutsche Staat gerissen; von tausend Fehdeschlössern schreit in jeder Gegend die Empörung wider jede rechtliche Ordnung. Eines der kräftigsten, geistvollsten und mächtigsten Geschlechter, welche je Kronen trugen, selbst die Hohenstaufen sind

kaum zu Grunde gegangen, im Kampf mit dem Geiste des Pabstthums und der Fehde bei Fürsten, Rittern und den Bewohnern der Städte. Mit Schauer sagen sich die deutschen Groſsen, daſs Konradins Haupt nicht zu Neapel durch die Hand des Nachrichters gefallen wäre, wenn das kaiserliche Diadem nie im Hause der Hohenstaufen geglänzt hätte. Keiner wagt es mehr, das Schwert Karls des Groſsen zu fassen, und indem die erste Krone der Welt als ein Zeichen des Verderbens für ihren Besitzer betrachtet wird, will die deutsche Nation sich in die Barbarei der Völkerwanderungen zurückstürzen.

Da ergriff ein Graf von Zollern, Burggraf Friedrich von Nürnberg, vereint mit dem Kurfürsten von Mainz, voll verständiger Kühnheit

das Ruder, und rettete das beinahe zertrümmerte Reich. Er wuſste, daſs keiner von den groſsen deutschen Fürsten die Kaiserkrone annehmen werde; aber er wuſste auch, daſs in dieser allgemeinen Zerrüttung ein Kaiser das Heil der deutschen Nation und sein eigenes Ansehn mehr in seiner Weisheit und Standhaftigkeit, wie in der Macht seines Hauses finden müsse. Als ein Mann, welcher das menschliche Gemüth kannte, und schlau den kleinsten Umstand für seinen Vortheil benutzte, dabei ein fehdelustiger Ritter, welcher den Krieg verstand, wiewohl auch diesen nur als ein Mittel berechnend, war ihm Graf Rudolf von Habsburg bekannt; und vorzüglich seine Bemühung erhob den verehrten Ahnherrn des östreichischen Hauses auf den Thron der Deutschen.

Durch manches rührt und nützet die Vergangenheit im Vergleich mit der Gegenwart; dem Deutschen ist es eines der gehaltvollsten Schauspiele, wenn die Väter der grofsen deutschen Geschlechter, ohne Ahndung von dem künftigen Glanze, den künftigen Verhältnissen ihrer Häuser, sich traulich die Hand reichen, sich redlich einander erhöhn, um die Nation mit sich zu erheben.

Darum hatte nicht blofs Habsburg durch Hohenzollern zu Ansehn gelangen sollen, sondern in ihm das Gesetz. Ein anderer Burggraf Friedrich von Nürnberg war es, welcher für Kaiser Ludewig von Baiern den Sieg entschied, als Östreich durch das Schwert die Kaiserkrone gewinnen wollte, wiewohl die Mehrheit der Kurstimmen, also das Gesetz für jenen entschieden. Schon hatte Frie-

drich der Schöne von Östreich gesiegt; allein der Burggraf nahm ihm Sieg und Freiheit, und stellte ihn gefangen seinem Gegner dar.

Als Erhalter des Reichs der Deutschen zeigten sich die ältesten Vorfahren Friedrich Wilhelms des Dritten; aber den zweiten Zug im Charakter des Brandenburgischen Hauses, daſs der Geist der Zeit durch dasselbe nicht gehemmt, sondern noch mehr vorwärts getrieben werden solle, so lange er in seinem Bette ein heilbringender Strom bleibt, aber gedämmt werden müsse, sobald er seine Gränzen verheerend überschreitet, brachte Kurfürst Friedrich der Erste, der Gründer der Brandenburgischen Macht, in das erhabene Geschlecht.

In seiner Kraft hat er sich erhoben, als ein neuer, jugendlich mäch-

tiger Geist der Zeiten aus den Trümmern der Barbarei aufstand; und so schien selbst in dem Zeitpunkte, da er die Gröfse seines Hauses gründete, eine Vorbedeutung zu liegen, dafs sie mit der heller werdenden Sinnesart zu gleicher Zeit geboren, mit derselben innigst verbunden wachsen werde, selten hinter ihr zurück, fast immer ihre Verherrlichung.

Wohl in jedem grofsen Herrscherhause hat es wenigstens einen Fürsten gegeben, von welchem man gleichsam sagen kann, dafs er ein vollkommner Repräsentant seines Volkes, wenigstens in einem bestimmten Zeitalter gewesen; aber in den deutschen Fürstenhäusern erschienen bisweilen solche Heroen, welche den Charakter, den ihr Geschlecht trägt oder tragen wird, und den Geist

ihres Zeitalters, sogar der menschlichen Natur überhaupt, wie in einem idealischen Bilde vielmehr in sich darstellen, als die Eigenthümlichkeit der Nation. Der vornehmste Grund dieser Erscheinung liegt darin, daſs wir nach unserm politischen Daseyn, unsern Schicksalen von jeher, und selbst nach unserer geographischen Lage, der physischen Beschaffenheit unsers Landes und Himmels, nicht einen so bestimmten Nationalcharakter erhalten haben, wie andre gebildete Völker Europa's.

Friedrich der Erste, Kurfürst von Brandenburg, eine Würde, die eigentlich seinen Verdiensten um Kaiser und Reich wurde, ist ein groſses Beispiel jener Erfahrung. Als deutscher Patriot drückte er seinen Nachkommen den Eifer für Erhaltung des Reichs als einen tiefen Zug ein.

Von dreifsig Feldzügen, die sein kriegerisches Leben zählt, waren die meisten für Deutschland und die Christenheit, um den Andrang auswärtiger Feinde zurückzutreiben, und den innern Frieden zu befördern. Auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz sprach er mit der Begeisterung eines hellen Denkers und Patrioten für jede zweckmäfsige Verfügung, wodurch die Kirchenverbesserung, vorzüglich zu Deutschlands Heil, vollbracht werden könnte. Als er die finstern Gedanken und eigennützigen Leidenschaften hier nicht zu bezwingen vermochte, wurde das Koncilium von Basel durch ihn beschlossen. Besonders vernahm man seine glühende Vaterlandsliebe, wenn er über die innern Quellen der politischen Schwäche der deutschen Nation sprach. Jener allgemeine

Landfriede, jene neue richterliche Ordnung, jene Eintheilung des Reichs in Kreise, um den Kräften desselben gewisse Mittelpunkte zu geben, entstanden aus seinen Gedanken, freilich erst, da sein patriotisches Herz schon in Staub zerfallen war. Am glänzendsten aber erschien seine Liebe für das Land der Deutschen, als nach dem Tode des Kaisers Siegmund die Kurfürsten an sein Geschlecht die Kaiserkrone übertragen wollten. Er selbst war noch in der Blüthe des Lebens, vier kräftige Söhne umgaben ihn; die Mark Brandenburg und seine fränkischen Besitzungen bildeten schon eine beträchtliche Macht; dennoch wies er das kaiserliche Diadem von sich, und krönte damit den Herzog Albrecht von Östreich, dessen Ländergruppe ihn vorzüglich geschickt

machte und aufriefe, auf das Koncilium zu Basel zum Besten der Christenheit und Deutschlands zu wirken, dieses wider die Polen zu schützen, und besonders wider die Türken, deren Macht nicht berechnet wäre, auf einem friedlichen Boden in bestimmten Gränzen zu gedeihen, sondern die Welt mit Unterjochung zu bedrohen. Friedrich der Erste war der Zweite unter den Ahnen der Könige von Preufsen, welcher Habsburg auf den Kaiserthron erhob, einzig aus der Überzeugung, dafs Deutschlands Heil es wolle.

Noch bewundernswürdiger als durch seine Thaten für Erhaltung und Wohl des deutschen Reichs, wird Friedrich der Erste durch seine Ansicht von dem Genius seines Zeitalters. Drei Eigenthümlichkeiten

desselben stellten sich ihm vorzüglich dar. Ein Streben nach Ungebundenheit, die man Freiheit nannte und welche mit hundert unbestimmten Bildern die bessern Seelen umgaukelte, mit zerstörender Leidenschaft das rohe Gemüth füllte, war in alle Stände gefahren, stürmte durch alle bürgerliche Verhältnisse. Es war eigentlich noch der alte Fehdengeist des Mittelalters; aber politische Gedanken und Bedürfnisse eines freiern gesellschaftlichen Lebens hatten sich mit ihm auf den Raub gelegt. Zweitens heischte der Geist der Zeit, und mit Recht, eine Verbesserung der kirchlichen Einrichtungen; aber verlor sich auch mit der Schwärmerei zu jenem Punkte, wo Gefühl und Einbildungskraft eines jeden über das Göttliche richten, und den kirchlichen Staat nach

ihrer Laune gestalten wollen, um tyrannisch dem Gefühl, der Einbildungskraft andrer zu gebieten. Drittens war im Zeitalter ein wichtiger Kampf zwischen den aufgewachten Wissenschaften und dem Rittergeiste, und hin und wieder erblickte man die wahrhaft göttliche Erscheinung, beide friedlich mit einander im Bunde. Die weltlichen Kurfürsten, denen Kaiser Karl der Vierte gelehrte Kultur fast zur Pflicht gemacht hatte, und welche in diesen stürmischen Jahren kriegserfahrne Helden seyn mufsten, mochten vorzüglich dahin streben, in jenen Bund aufgenommen zu werden.

Neben diesen Erscheinungen des Zeitalters ragte Friedrich mit Besonnenheit und Klarheit und Muth empor. Weit entfernt, das Streben nach einer unbekannten bürgerli-

chen Freiheit unterdrücken zu wollen, suchte er nur, es an Ehrfurcht gegen alte Rechte wieder fester zu knüpfen: ein Scheiterhaufen, in dessen Flammen alle bisherige Satzungen geworfen wurden, war ihm zugleich ein Scheiterhaufen alles bürgerlichen Glücks und aller bürgerlichen Freiheit. Eindringender hat niemand über die Nothwendigkeit gereinigter kirchlichen Lehren und Einrichtungen geredet, als er, niemand unter den Fürsten gleich ihm dafür gehandelt; aber nichts fürchtete er mehr, als daſs ein wilder Volkssinn sich in dieses groſse Geschäft, das Bedürfniſs der Zeiten mischte. Er, welcher das Schrecken der Päbste und Prälaten auf den Kirchenversammlungen war, hat sich den gröſsten Gefahren preisgegeben, um der Hussiten rasende Religions-

freiheit selbst durch Feuer und Schwert zu vertilgen. Endlich zeigte er in seinem eigenen Beispiele, wie der Kampf zwischen den Wissenschaften und dem Rittergeiste zum friedlichen Verein derselben gelenkt werden könne. Einer der schönsten und stärksten Ritter unter seinen Zeitgenossen, und vielleicht der gelehrteste Fürst; das Schwert, wider den Türken gezückt, in der einen Hand, den geliebten Dichter Petrarka und die Jahrbücher der Geschichte in der andern; für Gerechtigkeit und die ihr folgende Freiheit im bürgerlichen Leben, für Reinheit der Kirche begeistert, und zurückschauernd vor Frechheit gegen Staat und Religion: steht er da, ein idealisches Bild von den Hauptzügen des Zeitalters; und indem er neben dem Eifer für die Erhaltung des deut-

schen Reichs vorzüglich dahin strebte, den Geist der Zeiten zu einem ungehemmten, aber befruchtenden, heitern Strom zu machen, ist er zugleich Repräsentant des Hauptcharakters des Geschlechts, das aus seiner Heldenkraft empor blühen soll.

Ohne Zweifel hätten diese beiden Charakterzüge des Hauses aus seinem Sohn und Nachfolger, Kurfürst Friedrich dem Zweiten, stärker gesprochen, wenn sie durch die Umstände wären begünstigt geworden. Eben die rege Kraft, mit welcher Friedrich der Erste für Verbesserung des Reichswesens und eine Umwandlung der kirchlichen Verhältnisse und Lehren gearbeitet hatte, war durch ihre Erfolge ein Beweis geworden, daſs noch nicht alles gereiſt war, was zur Erreichung dieser beiden Zwecke entwickelt

seyn mufste. Darum schien es fast nothwendig nach einem höhern Plan, welcher die Menschheit leitet, dafs eine so lange, mehr träge, als ruhige Regierung folgte, wie die Kaiser Friedrichs des Dritten aus dem Östreichischen Hause, der gleichfalls durch Friedrich den Ersten von Brandenburg oder vielmehr durch dessen Patriotism für das deutsche Reich die Kaiserkrone erlangt hatte. Indem das Oberhaupt der Deutschen nirgends mit Gewalt einwirkte, konnten sich die Verhältnisse und Begriffe ungestört entwickeln, deren Vollendung bis zu einem hinreichenden Grade, um mit Macht die Welt zu ergreiffen, das Mittelalter von den neuern Jahrhunderten scheidet.

Wäre aber auch am Kaiserhofe eine regsamere Kraft gewesen: so mochte ein deutscher Fürst doch

säumen, wenigstens auf die Kirchenverbesserung jetzt mit Macht zu dringen Die erste heftige Bewegung für dieselbe, vorzüglich das Beispiel der Hussiten bewies, wie jede zu rasch betriebene Verbesserung sich selbst übereile und darum zur Verschlimmerung werde. Daſs nur das Pabstthum nichts beginne, wodurch es die Stützen seiner Miſsbräuche von neuem stärke, schien der Gesichtspunkt der weisen Sorge, jetzt für die Fürsten zu seyn.

Endlich war die Mark Brandenburg, selbst unter Friedrich dem Ersten, noch in einem solchen Zustand geblieben, daſs es der ganzen Aufmerksamkeit und der ununterbrochnen Gegenwart eines Fürsten bedurfte, um die Spuren eines langen unglücklichen Geschickes in ihr zu vertilgen. Welchem unter Friedrichs

des Ersten Nachkommen dies gelang, der gab eben dadurch seinem Geschlecht auch neue Kraft, für Deutschland und zur guten Entwikkelung des Geistes der Zeiten zu wirken.

Zu diesen Gründen, die in äussern Verhältnissen lagen, warum aus dem Kurfürsten Friedrich dem Zweiten jene zwiefache Sorge des Brandenburgischen Hauses für Erhaltung des deutschen Reichs und wohlthätige Entwicklung des Geistes der Zeiten nicht stark sprach, fügt sich die Bemerkung, daſs die Neigung desselben mehr dahin ging, dem Nachtheil, welchen die Umstände mit sich führen mochten, schlau auszuweichen, als ihnen zu gebieten. Bei einer regeren Thatkraft am kaiserlichen Hofe würde auch er rascher für Deutschland gewirkt haben; aber

er fühlte sich nicht bestimmt, den Kaiser Friedrich den Dritten zu befeuern. In Verzichtleistungen hat er vorzüglich seine Gröſse gezeigt. Diese hatte ihre glänzendsten Augenblicke, als er die Kronen der Polen und Böhmen nicht annahm.

Dennoch verrathen sich jene beiden Charakterzüge auch an ihm, sobald die Gelegenheit sie hervorruft. Als der Unmuth über die Trägheit Kaiser Friedrichs des Dritten in Deutschland laut wurde, glaubte Georg von Podiebrad, König von Böhmen, schon gewohnt an das Wagestück, durch eine kräftige Natur und verwegenen Ehrgeiz sich eine Krone zu erwerben, den Kaiserthron statt des hinabgeworfnen Östreichers einnehmen zu können. Ward ihm mit der Stimme Friedrichs von Brandenburg die Stimmen-

mehrheit im kurfürstlichen Rathe: so war sein verwegener Wunsch erfüllt; und um jene Stimme sich zu verschaffen, bot er hohe Preise, ansehnliche Länder. Aber Friedrich der Zweite antwortete offen: so lange noch ein rechtmäſsiger Kaiser lebe, greiffe die Versuchung des Königs von Böhmen ihm Ehre und Glimpf an; lieber wolle er sterben, als in die Absetzung des Kaisers vom habsburgischen Stamm willigen, wofür nicht ein einziger rechtlicher Grund spräche. Als Georg von Podiebrad dennoch seinen Plan nicht aufgab, und Hoffnung hatte, ihn durchzusetzen: vernahm Deutschland die patriotische Stimme des Kurfürsten von Brandenburg: „noch blühten deutsche Fürstenhäuser, die der Verherrlichung durch die kaiserliche Krone werther wären, als der Aben-

theurer auf dem böhmischen Throne; oft genug hätte dieser geäussert, daſs er die deutsche Nation hasse; sein Geist liebe eine so verwegene Thätigkeit, daſs er für die deutschen Verhältnisse zerstörend seyn würde."

So bewirkte endlich Friedrich, daſs König Georg vom kurfürstlichen Rath mit seinen Versuchungen abgewiesen wurde, und legte dadurch seinen Eifer für Deutschland um so heller an den Tag, weil vorzüglich er der Rache des stürmischen Königs von Böhmen preisgegeben wurde.

Wie er wider diesen den deutschen Patriotism seines Hauses behauptet hatte: strebte er für denselben dahin, daſs der bessere Geist, welchen die weltlichen Fürsten nun wider das Pabstthum hegten, nicht

durch neue Ereignisse zurückgescheucht würde. Als der heilige Vater ihm und seinem Bruder, dem Markgrafen Albrecht, den böhmischen Thron anbot, und dieses Anerbieten wegen der innern Gefahren, wovon König Georg bedroht wurde, keinesweges leer schien: so scheute Friedrich keine Anstrengung, um den König von Böhmen wider des Vatikans Blitze zu erhalten. Auf eine Kirchenverbesserung, welche das Bedürfniſs der Gegenwart heischte, war nicht mehr zu hoffen, wenn der Pabst, wie in den düstersten Jahrhunderten, wieder mit Kronen schalten durfte.

Wiewohl Friedrich der Zweite von Brandenburg bemüht war, Östreich auf dem Kaiserthron zu erhalten, weil dieses Geschlecht noch immer der Lage seiner Länder nach mehr

als alle übrige deutsche Fürstenhäuser dahin streben mußte, wider die Türken, die Franzosen und den Pabst das deutsche Reich zu bewahren, und weil sich nach den Gesetzen Kaiser Friedrich der Dritte des Thrones nicht unwürdig gezeigt hatte: machte er dennoch oft seinem Bruder und Nachfolger, Albrecht Achilles, den Vorwurf, daß er zu eifrig für Östreich sich aufopfre.

Eine weite Sphäre hatte der rastlose Geist dieses Helden vom Hohenzollerschen Stamm nothwendig suchen müssen, und so lockte ihn die Aussicht, neben einem unthätigen Kaiser, wie Friedrich der Dritte, als Freund, Rathgeber, Feldherr desselben in sich ein Beispiel aufzustellen, was in diesen Zeiten ein König der Deutschen seyn sollte, in jeder Hinsicht der Held der Nation.

Vor allen Fürsten war Albrecht dazu berufen. Jene Heroen, welche in den ältesten Sagen der Griechen einst gepriesen, von den Sängern des Mittelalters wieder erweckt waren, und mit den Riesenbildern der germanischen und arabischen Nationen vereint, durch fabelhafte Erzählungen selbst in der Einbildungskraft des deutschen Volks lebten, schienen plötzlich durch Albrecht in die Wirklichkeit eingeführt zu seyn. Ein Schwung seines Muthes, welcher sich zu unerhörten Abentheuern drängte, und eine Kraft seines Körpers, eine Geschicklichkeit in jedem Gebrauch der Waffen, wodurch jene Abentheuer glücklich bestanden wurden, erwarben ihm den Beinamen Achilles. Seine gewandten Sitten, seine Freundlichkeit, seine Erfahrenheit in allen feinern

Künsten des Umgangs, seine Liebe zu prachtvollen Schauspielen, seine Ergebenheit gegen das schöne Geschlecht, und dabei der hohe Zauber seiner riesenmäſsigen Gestalt erinnerten an die glänzendsten Namen aus den Jahrhunderten des Ritterwesens. Aber ein einziger Name der Vorzeit schien den Umfang seiner Vorzüge nicht befassen zu können. Man nannte ihn auch Ulysses, um die Schlauheit, womit er unterhandelte, seine siegreiche Beredsamkeit anzudeuten. Die gelehrte Bildung, welche man von den Fürsten foderte, seitdem die Wissenschaften und Künste, aus Konstantinopel durch die Türken verjagt, sich in die abendländischen Staaten gerettet hatten, war ihm gleichfalls nicht fremd geblieben. Auch er stellte also in sich, gleich seinem

Vater dar, wohin der Kampf zwischen Gelehrsamkeit und Ritterwesen im Geiste der Zeit, gelenkt werden müsse, nämlich zur Vereinigung von beiden. Nur dann können wissenschaftliche Kenntnisse ohne Einseitigkeit und ganz wohlthätig auf die Bildung des Menschen wirken, wenn sie mit einem kräftigen äufsern Leben und der Blüthe des Gefühls im Verein sind.

Dafs ein solcher Fürst, ganz geschaffen, der Held eben dieses Zeitalters zu seyn, wohlthätig auf dieses und zum Ruhm der deutschen Nation wirken mufste, wenn er als Freund eines schlummernden, aber das Gute wollenden Kaisers auftrat, dafs also Albrecht die beiden Hauptzüge seines Geschlechts durch sich verherrlichte, leidet keinen Zweifel. Wahrscheinlich sind die wichtigsten Einrichtun-

gen, welche Friedrich der Dritte zum Heil des Reichs geschaffen, vorzüglich durch seinen Einfluſs zu Stande gekommen. Der schwäbische Bund, ohne welchen der Landfriede nimmermehr gehandhabt wäre, zeichnet sich unter denselben vorzüglich aus. Albrecht Achilles, welcher die Mark Brandenburg äuſserst selten sah und fröhlicher in den fränkischen Fürstenthümern lebte, konnte von hier mächtig auf den Bund wirken.

Allein nicht bloſs das Streben, eine weite Sphäre für seinen Ruhm zu gewinnen, war es, was ihn an Östreich fesselte, sondern hätte er auch bloſs als Beschützer des deutschen Reichs handeln wollen, so hätte er doch die Vertheidigung der Nachkommen Rudolfs von Habsburg übernehmen müssen. Es war jetzt der Zeitpunkt, daſs die kaiserliche

Macht gänzlich zu Grunde gehn und der deutsche Staat sich auflösen mochte. Dieser konnte nur in jener, wie in seinem Mittelpunkte erhalten werden. Sobald dies nicht durch einen umfassenden Kaiser geschah, mufste es durch einzelne deutsche Fürsten geschehn, die mehr auf das Allgemeine und die Zukunft sahn, als auf den gegenwärtigen Vortheil, welcher auch ihnen aus dem gänzlichen Sturze des Kaiserthums entspringen mufste. So lange Plan und Gröfse des Hauses Östreich für Deutschland wohlthätig waren, hat Brandenburg viel für dasselbe gesorgt und gehandelt; als aber beide sich der deutschen Verfassung gefährlich zeigten, hat dieses letzte, seinem alten Gesichtspunkte treu, sich ihm bisweilen feindlich bewiesen.

Wie-

Wiewohl Albrecht Achilles als ein emporstrebender Geist und als deutscher Patriot solchen Eifer für Friedrich den Dritten von Östreich zeigte, daſs es ihn in demselben nicht irrte, wenn der Kaiser ihn in Streitigkeiten, die er als Markgraf von Brandenburg hatte, und in andern Angelegenheiten, wenig mit Kraft begünstigte: so zeigt sich dennoch ein andres kräftiges Band, wodurch er an den habsburgischen Stamm gefesselt wurde. In gleich hohem Grade, wie Albrecht Achilles, verdiente Erzherzog Maximilian von Östreich, Sohn Kaiser Friedrichs, der Held seines Zeitalters und der deutschen Nation genannt zu werden. Gleicher Hang zu Abentheuern, gleiche Kraft, Schönheit und Gewandheit des Körpers, gleiche Erfahrung in Staatshandlungen und Liebe zu

den Künsten wohnte in diesen beiden Vorfahren des Königs von Preufsen und des römischen Kaisers. Albrecht sah in Maximilian, der ungleich jünger, wie er war, gleichsam eine Morgenröthe seines eignen Lebens und mit Ahndungen das Abendroth ritterlicher Tugend. Wenn er diesen Jüngling zum Kaiserthron verhalf; so glaubte er mit Recht als Freund von Östreich, als Ritter und Fürst und deutscher Patriot ruhig sein Haupt in die Gruft senken zu dürfen. In demselben Jahre, da Maximilian zum römischen König gekrönt wurde, starb Albrecht Achilles (1486).

Auf einmal änderte sich nun, da einige Jahre nachher Kaiser Friedrich der Dritte zu den Gräbern von Habsburg hinabstieg, das Verhältnifs zwischen den Charakteren der Häupter

des Östreichischen und Brandenburgischen Hauses. Kaiser Maximilian griff mit einem romantischen Schwung des Geistes in die grofsen Begebenheiten ein, welche die Welt jetzt von neuem gestalteten, der Krieg war sein Element, mit rastlosem Eifer brachte er für die deutsche Verfassung die Keime zur Reife, welche Kurfürst Friedrich der Erste vom Stamm Hohenzollern gepflanzt hatte; und wenn unter der vorigen Kaiserregierung Brandenburg alles aufgeboten hatte, um Deutschland wieder mehr an den Thron seiner Könige zu knüpfen, damit es nicht aufhöre, ein Ganzes unter den europäischen Staaten zu seyn: so war jetzt der Kaiser selbst in der höchsten Anstrenguug, um die Bande fester zu schlingen, welche die deutschen Völker zusammenhielten, und besonders

die Nation selbst mit Übergehung der Mittelmacht dem Throne wieder näher zu bringen. Dagegen hegte der Nachfolger von Albrecht Achilles, sein Sohn Johann, so offenbar auch er den Charakterzug seines Hauses, Eifer für Erhaltung der deutschen Verfassung, in seinem stillen Gemüth trug, bei weitem nicht gleich seinem Vater Sorge für die Ehre der deutschen Nation. Den Künsten des Friedens war er hold, wie Kaiser Friedrich der Dritte, obgleich er dessen Schwäche nicht theilte, und wie derselbe dem rastlosen Albrecht Achilles die Sorge für den Glanz des deutschen Namens überliefs, so vertraute er sie jetzt ihrer eigentlichen Behörde, den tapfern, ungestümen Kaiser Maximilian. Auch ihm gab man, wie seinem Vater, einen Beinamen aus dem Alterthum.

Man nannte ihn Cicero, und deutete dadurch seine verständige Ansicht des Lebens an, seinen Eifer für das allgemeine Wohl. Seine Liebe zu den Wissenschaften und Friedfertigkeit gegen alle Partheien erinnerten gleichfalls an den grofsen Redner des römischen Freistaats. Seitdem er Kurfürst wurde, hat er sein Schwert nie mehr zum Kriege gezogen, wiewohl er manche Anreizungen dazu bekam. Die Beredsamkeit, wodurch er die Fehde andrer zur Zeit der gröfsten Erbitterung in Frieden verwandelte, ward an ihm, wie an Cicero gepriesen; aber gleich diesem fehlte es ihm auch nicht an drohender Entschlossenheit, wenn Pflicht und Nothwendigkeit sie geboten.

Dem Geiste der Zeiten liefs Kurfürst Johann ungehemmt seinen Strom, und nur durch die Ausfüh-

rung eines Gedankens trieb er ihn rascher vorwärts. Es entging ihm nicht, daſs das höhere wissenschaftliche Leben, welches in Europa aufblühte, und die gröſsere Freiheit gegen das Pabstthum eine vorzügliche Quelle in den Universitäten hatte. Auf der zu Paris, auf den englischen Akademien hatte man längst gestrebt, die Finsterniſs zu zerstreuen. Eine Pflanzschule für neue Gedanken, kräftige Lehren, war Prag geworden. Schon hatte der Stifter der böhmischen hohen Lehranstalt, Kaiser Karl der Vierte, glückliche Nachahmung in Deutschland gefunden. Je häufiger die Universitäten entstanden, desto mehr Mittelpunkte gab es für die Ideen, welche allenthalben, feindselig den Miſsbräuchen des Mittelalters, erzeugt wurden. Glücklicher konnte kein Fürst dieses Zeitpunk-

tes auf den Charakter desselben wirken, als wenn er ihm neue Gelegenheit schuf, sich mit Freude auf Universitäten zu entwickeln. Zu Frankfurt an der Oder ward eine allgemeine Lehranstalt errichtet.

Selbst wenn man es zum bestimmten Gesichtspunkte gemacht hat, die oftberührten zwei Hauptzüge im Charakter des Brandenburgischen Hauses zu verfolgen, darf man nicht einer schönen Eigenthümlichkeit desselben vergessen, die an dem Kurfürsten Johann besonders hervorleuchtet. Unter seinen Vorfahren war schon tiefe Verehrung der Kinder gegen ihre Väter eine Familiensitte, welche wiederum herzliche Liebe zwischen den Geschwistern anknüpfte, so daſs zwischen ihnen, selbst der ewige Fehdehandschuh, der sonst in fürstliche

Geschlechter durch die Theilungen der Länder geworfen wurde, seinen verderblichen Zauber verlohr. Kurfürst Johann ward als junger Prinz von seinem Vater zum Statthalter der Mark Brandenburg bestellt, und die schwere Arbeit, in ihr eine neue Welt hervorzubringen, gab ihm die weiseste Einsicht in die Bedürfnisse und Eigenthümlichkeiten des Landes und Volkes. Dennoch ertrug er es mit inniger Bescheidenheit, wenn der entfernte Vater, der eine sehr flüchtige Kunde der Mark besaſs, seine Vorschläge verwarf; ihm schien es schon ein Verbrechen gegen die kindliche Pflicht, nur daran zu zweifeln, ob auch jetzt der Vater aus einer höhern Weisheit gehandelt hätte. Freudenleer war sein jugendliches Leben; es mangelte ihm jede Gelegenheit, in die Sitten der groſsen

Welt eingeweiht zu werden, und nie hat er gemurrt, wenn der Vater sein Streben nach derselben zurückwies. Diese schöne Liebe und Verehrung der Kinder gegen die Eltern und unter den Geschwistern hat bis auf unsre Tage im Brandenburgischen Geschlecht herrlichere Blüthen getrieben, als an irgend einem andern Fürstenstamme.

Kurz vor dem Scheiden des funfzehnten Jahrhunderts geht Johann Cicero zu seinen Vätern hinab. Mit einem erhabenen Schauer tritt die historische Kunde in das sechszehnte, welches mehr, wie jedes andre, die Pflanzschule für unsre gegenwärtige Gedankenwelt gepriesen wird; und eben beim Anfang desselben scheint der Charakterzug des Brandenburgischen Hauses, daſs es jeden guten Geist befördern, wenigstens nicht

hemmen, aber den bösen Genius der Zeiten zurückdrängen, wenigstens beschränken wolle, so gänzlich zu verschwinden, dafs man das Gegentheil von demselben wahrzunehmen glaubet. Kurfürst Joachim der Erste, ein funfzehnjähriger Jüngling beim Tode seines Vaters, vollendet freilich die Stiftung der Universität zu Frankfurt, befördert die Wissenschaften, ist selbst reich an gelehrten Kenntnissen; aber da nun Luthers Reformation begann, suchte er jene Akademie zum Sitze des ihr entgegengesetzten Geistes zu machen, und seine wissenschaftliche Bildung benutzte er, sie zu bekämpfen. Auf dem Reichstage zu Worms, wo Luther seine Lehre vor dem Kaiser, den Fürsten, dem Adel der deutschen Nation bekannte, zeigte Joachim von Brandenburg den bitter-

sten Haſs wider den kühnen Mönch; jeder harte Befehl des Kaisers wider die Bekenner der neuen Lehre fand bei ihm den Willen zur schleunigsten Vollstreckung; auf manchem Reichstage befehdete er die evangelischen Stände; das Augsburger Glaubensbekenntniſs hätte er gern vernichtet, und an seinem Sterbebette muſsten seine Söhne ihm geloben, im Namen ihrer Nachkommen, und aller ihrer Unterthanen, auf das strengste der alten Kirche zugethan zu bleiben.

Es leidet keine Zweifel, nach der festen Redlichkeit im Leben Joachims des Ersten, daſs er dasjenige im Geiste des Zeitalters, was er als gut erkannte, gern gedeihen lieſs, daſs er durchaus in der Reformation einen Abgrund für das Heil der Staaten erblickte. Allein da jetzt

ausgemacht ist, daſs durch dieselbe das Glück der Staaten und Völker vermehrt wurde: so scheint bei diesem Kurfürsten doch der charakteristische Zug des Brandenburgischen Geschlechtes zu fehlen, daſs es immer leicht erkannte, welcher Geist der Zeit wahrhaftig gut war; wenigstens nur wider den entschieden verderblichen sich mit Gewalt stemmte.

Daſs dieser Hauptzug an diesem Charakter nicht zu finden war, bewirkte zuerst die Kraft, mit welcher der andre oft berührte Hauptzug des Brandenburgischen Hauses in Joachim dem Ersten lebte. Die Satzungen des Reichs waren ihm heilig; der deutsche Ruhm ihm theuer. Schon deshalb vollzog er streng, was der Reichsverfassung gemäſs vom Kaiser wider die Beken-

ner der neuen Lehre geboten wurde. Unterdrückte man diese nicht schnell: so stand eine ungeheure Spaltung dem deutschen Staate bevor; ein Fürst mufste das Schwert gegen den andern ziehn, zwischen dem Oberhaupte und den Gliedern war ein bürgerlicher Krieg. Die höchste aller Regententugenden, und das unentbehrlichste aller Bedürfnisse des gesellschaftlichen Glückes war für Joachim strenge, unpartheiische Rechtspflege; um sie auszuüben, hat er sich mitten an seinem Hofe vielfacher Lebensgefahr preisgegeben, und seinem Herzen Opfer abgezwungen, die man mit Bewundrung, aber schauernd vernimmt. Nun aber entstanden durch die neue Lehre so viele Verhältnisse, wodurch die Rechtspflege gleichsam in Verlegenheit gesetzt wurde; die

Bekenner derselben erlaubten sich so manches, wobei die rechtliche Ordnung nicht bestehn konnte; dann weigerten sich die evangelischen Stände sogar, die höchste Reichsjustiz anzuerkennen. Endlich wirkte auch die Geschwisterliebe, der schöne Zug des Brandenburgischen Geschlechts dazu, daſs Kurfürst Joachim einen Groll gegen die Reformation faſste. Sein Bruder war jener Kurfürst Albrecht von Mainz, welcher als des Pabstes Bundesgenosse von Luther angegriffen und geschmäht, von der evangelischen Parthei überhaupt verfolgt wurde. Wie hätte Joachim auf die Seite der bittersten Feinde eines geliebten Bruders treten sollen?

Als deutscher Patriot, als Beschützer der Rechtspflege, als liebender Bruder, also von drei Cha-

rakterzügen seines Hauses getrieben, verleugnete dieser Kurfürst einen Hauptzug desselben, weise Schätzung des Geistes der Zeiten. Aber auch keiner von seinen Vorfahren und keiner von seinen Nachkommen hatte, um denselben zu behaupten, mit Schwierigkeiten gleich ihm zu kämpfen. Viele der gröfsten Gelehrten unter seinen Zeitgenossen sahn mit ihm in der Reformation ein Zurücksinken der Wissenschaften und Künste. Luther hatte das ganze grofse Geschäft unter das Volk gespielt; darum schreckte jetzt den Beobachter die Erinnerung an die Hussiten. Die Reformatoren wufsten anfänglich selbst so wenig, nach welchem Ziele sie strebten, das System ihrer Lehren entstand so allmählig, von ihren eigenen Anhängern bisweilen in Hauptsätzen be-

stritten, daſs der planvolle Regent leicht wider die ganze Unternehmung miſstrauisch werden konnte. Schon die ersten Jahre der Reformation wurden von den Unthaten des Bauernkrieges, der fanatischen Grausamkeit der Wiedertäufer, von tausend andern Greueln befleckt; und wenigstens ein Jahrhundert voll Blut, das in mehrern Ländern wegen der Religionsspaltung vergossen wurde, muſste vergehn, ehe entschieden werden konnte, was durch die Reformation bestimmt gewonnen war. Wie hätte Joachim bei ihrer ersten Entstehung über ihren Werth entscheiden sollen!

In zwei Theilen kam seinem Willen gemäſs das Brandenburgische Land an seine beiden Söhne; Joachim der Zweite war Kurfürst und Beherrscher der Kurmark; Markgraf

Johann

Johann erhielt die Neumark. Auch besafs keiner von ihnen den ganzen Charakter des Vaters; auch in ihm hatten sie sich getheilt. Die grofse Lebhaftigkeit, womit Joachim der Erste um sich wirkte und besonders in die Reichshandlungen eingriff, war seinem Nachfolger im Kurfürstenthum nicht fremd; aber weniger anstrengenden Ernstes war in seiner Thätigkeit und er handelte auf eine gefälligere Weise, seine Arbeit mufsten Scherze umgaukeln. Dagegen besafs Markgraf Johann ganz die durchdringende Strenge seines Vaters, die er nur noch in einen engeren Kreis zusammendrängte, nicht blofs weil seine Lage beschränkter war und ihn keine kurfürstlichen Pflichten zu den Reichsangelegenheiten riefen, sondern auch gemäfs seiner ursprünglichen Anlage, die auch

seine Strenge düstrer und verschlofsner werden liefs, als die väterliche, wenn sie gleich weniger hart war, und mit weniger Jähzorn verbunden. Kriegerisch waren beide, wie Joachim der Erste; aber der Kurfürst liebte mehr, wie dieser, glänzende kriegerische Unternehmungen, und der Markgraf führte noch mehr, wie der Vater, den Krieg eigentlich nur in der Vorbereitung. An gelehrter Kultur und Liebe zur tadellosesten Rechtspflege glichen beide gänzlich dem verstorbenen Kurfürsten; in Hinsicht auf die Religion waren ihm beide völlig unähnlich in Grundsätzen und Neigung; aber indem sie dem Charakterzug ihres Hauses folgten, die Güte des Geistes der Zeit mit Weisheit zu würdigen und mit Vorsicht zu benutzen, übte Joachim der Zweite diese Vor-

sicht gegen denselben aus, indem er ihm nur so viel Raum gestatten wollte, als die durchaus lautere und nothwendige Flut des Stroms der neuen Lehre heischte; Markgraf Johann aber, indem er den ganzen, vollen Strom in sein Land aufnahm, doch die bestimmteste Leitung desselben sich vorbehielt. Schneller kam die Reformation daher in der Neumark zu Stande; langsamer, milder in der Kurmark. Allen äufsern Schmuck wollte Joachim nach der alten Sitte behalten; er wollte den Reiz, welchen der alte Gottesdienst für Phantasie und Sinne hatte, mit der unschuldigen Reinheit des neuen Glaubens verbinden.

Für Joachim als Kurfürsten ward es nun die schwerste Aufgabe, wie er die beiden Hauptzüge des Familiencharakters, patriotische Sorge für

die deutsche Verfassung und weise Benutzung des neuen Geistes mit einander in Verein setzen werde. Noch immer stellte, und mit Recht, das Brandenburgische Haus, für seinen Eifer, das Reich zu erhalten, den Gesichtspunkt auf, daſs der Kaiser, sobald er nicht selbst frevelnd die Verfassung zerstöre, in Ansehn bewahrt werden müsse, als der Mittelpunkt für alle deutsche Staaten. Nun aber ward eben das östreichische Haus als der entschiedenste Feind des neuen Glaubens betrachtet, welchen auch Joachim in sein Land aufnahm.

Die Auflösung dieser schwierigen Aufgabe lag in der Denkart Kaiser Karls des Fünften. Mochte sein Bruder, der römische König Ferdinand, ein eifriger Katholik seyn, und auf seine Nachkommen seinen Eifer fort-

pflanzen, mochte selbst der kaiserliche Hof die Farbe des heftigsten Verfolgungsgeistes wider die Evangelischen tragen: Karl selbst war für keine Religion begeistert, und verhehlte dies so wenig, daſs einige protestantische Fürsten sich sogar Hoffnung machten, ihn von der römischkatholischen Kirche abzuwenden. Er wollte auch religiöse Spaltungen nur als ein Mittel brauchen, um seinen eigentlichen Plan für Deutschland, Zertrümmerung der Fürstenmacht, glücklich auszuführen. Dieser Plan aber entging jetzt noch dem Kurfürsten von Brandenburg, wie allen übrigen evangelischen Fürsten, und er glaubte daher, weder zur Rettung der neuen Religion, noch aus irgend einem andern Grunde sich in eine Waffenrüstung wider das östreichische Haus einlas-

sen zu müssen, und ohne Sorge wegen desselben die Glaubensverbesserung in seinem Lande, insofern sie ihm gefiel, gedeihen lassen zu dürfen. Wie der Augenblick es heischte, wollte er hier und dort für das Reich sorgen, und immer bereit stehn, bald die Stände wider den Kaiser, bald diesen wider jene milder zu stimmen.

Joachim der Zweite führte mit der Glaubensverbesserung eine Kirchenordnung in sein Land ein, welche die katholischen Gebräuche sehr schonte, insofern sie mit keiner Lehre der evangelischen Religion im Widerspruch standen, und Luther selbst war damit zufrieden, wenn nur der Mifsbrauch von ihnen fern bliebe. Die Milde dieser Reformation und die ursprüngliche Armuth des Landes bewirkten, dafs selbst die Be

wohner der Klöster sich leichter, wie in andern Gegenden Deutschlands, in die neue Religion fügten. In den schmalkaldischen Bund zu treten, konnte den Kurfürsten nichts bewegen; zu solchen Bündnissen, glaubte er, könnten die Reichsstände nur durch die unläugbarste Nothwendigkeit getrieben werden, und die fehlte hier nach seiner Meinung: vielleicht hegte er auch, wie Herzog Moriz von Sachsen, sehr wenig Hoffnung auf einen so gestalteten Verein, wie der schmalkaldische. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges zwischen dem Kaiser und den Bundesverwandten bewog er noch seinen Bruder Johann, sich von den letzten zu trennen. Aber dann sandte er gleich diesem, welcher selten die Mittelstraſse ging, dem Kaiser nicht sogleich Kriegesschaaren zu Hülfe. Nach dem Unglücke des

vornehmsten Hauptes des schmalkaldischen Bundes, des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, war Joachim der Zweite von Brandenburg der einzige Fürst, der nach dem kaiserlichen Lager flog, und es wagte, mit Entschlossenheit wenigstens das Leben des gefangnen Kurfürsten zu fodern. Als ihm die Rettung desselben gelungen war, bot er alle Kräfte auf, um den Kaiser mit dem zweiten Haupte des schmalkaldischen Bundes, dem Landgrafen Philipp von Hessen zu versöhnen, und die Täuschung, wodurch derselbe nach der Sühne noch seiner Freiheit beraubt wurde, empörte ihn so, daſs er nur mit Mühe zurückgehalten wurde, den vornehmsten kaiserlichen Räthen nicht mit dem Schwerte den Kopf zu spalten. Wiewohl nun wider den Kaiser und

seinen Hof erbittert, blieb er doch dem Grundsatze treu, nur die nothwendigen und offenbar wohlthätigen Neuerungen in der Religion zu verstatten, und alle kaiserliche Befehle, die sie betrafen, auch jetzt noch zu befolgen, wenn sie nicht das Wesen des Glaubens angriffen. Aber zugleich ging er in den Plan des Herzogs Moriz von Sachsen wider die kaiserliche Übermacht gern ein. Das Gleichgewicht zwischen dem Haupte und den Gliedern des Reichs zu erhalten und zu befestigen, war immer sein Streben gewesen: sobald es durch Östreich verletzt war und mit ihm die Verfassung der Deutschen zu Grunde gehn wollte, trieb ihn sein deutscher Patriotism, wider Karl den Fünften zu handeln. Der große Streich des schlauen Moriz gelang, und Joachim blieb bei sei-

nem milden System in Hinsicht auf die Reichsverhältnisse und den Geist des Zeitalters. Keine Versuchung hat ihn auf diese oder jene Seite von demselben entfernt.

In ihren Neigungen, in ihren politischen Meinungen sehr von einander verschieden, eben durch die Ländertheilung, welche ihr Vater vorgenommen hatte, zu Neid und Haſs gegen einander gleichsam aufgerufen, lebten dennoch der Kurfürst und der Markgraf die sechs und dreiſsig Jahre hindurch, welche beide regierten, in brüderlicher Liebe, und starben endlich in demselben Monate, an derselben Krankheit. Joachim hatte mit zärtlicher Besorgniſs seinen Arzt an Johann gesandt, und starb verwahrlost: die Kunde von seinem Tode machte des Markgrafen Übel unheilbar.

Dieser letzte hinterliefs keine männlichen Erben, und Joachims des Zweiten Sohn, Kurfürst Johann Georg, bekam die Besitzungen beider Brüder, und ihre Charaktere flossen gleichfalls in dem seinigen zusammen. Er liebte die Freuden des Lebens und die schönen Künste, wie sein Vater; aber herrschte strenger über diese Neigung: er war ernst, haushälterisch, um sich schauend, wie sein Oheim; aber mit weniger Düsterheit und Argwohn. Liebe zu unbescholtener Pflege der Gerechtigkeit besafs er, wie beide.

Seit dem geendigten Kampfe zwischen Kaiser Karl dem Fünften und deutschen Fürsten bis zum Ausbruch des dreifsigjährigen Krieges unterwühlte ein dumpfes Feuer das Land der Deutschen, das nur bisweilen hervorbrach, um seine künftigen Ver-

heerungen anzukündigen. Während des ungewissen Zustandes, in welchen das Reich dadurch gerieth, konnte nichts von Bedeutung für dasselbe von irgend einem der deutschen Fürsten gehandelt werden. Ihre höchste Weisheit bestand nun darin, sich auf ihr Gebiet einzuschränken, die Kräfte ihrer Unterthanen so viel wie möglich zu erhöhen, für jedes Ereigniſs gerüstet zu halten, und dem gährenden Geiste der Zeit die heilsamste Richtung in ihrem Lande zu geben.

Jede Schwäche der brandenburgischen Kräfte, welche durch die glänzende Regierung seines Vaters entstanden war, hat Kurfürst Johann Georg getilgt. Dem Geiste der Reformation, welcher eben zu dieser Zeit in seiner erbärmlichsten Gestalt erschien, suchte er in seinem Gebiete

und in Deutschland eine edle Haltung zu verleihen. Jene Theologen, welche den Buchstaben Luthers so abgöttisch verehrten, wie kaum die Schrift päbstlicher Satzungen geachtet worden, führten den wüthendsten Krieg mit den freieren Gelehrten, die nur den Geist der Glaubensverbesserung retten und ausbilden wollten. So lange diese Streitigkeiten bloſs im Gebiete der literarischen Welt blieben: mochte eine kräftige Regierung ihrer vielleicht nicht achten. Aber sie berührten nicht nur solche Gegenstände, welche in alle Ordnungen des Staates eingriffen; sondern ein Theil der Streiter bot mit Vorsatz alles auf, um die bürgerliche Gewalt für und wider sich zu bewaffnen. Verwüstungen durch den Geist der Zeiten wollte das Brandenburgische Haus niemals; er

sollte nur heilbringend befruchten. Deshalb schuf Kurfürst Johann Georg Kirchenordnungen, wodurch wenigstens in aller äufsern Sitte bestimmte Gränzen und Einheit bewirkt wurden. Aber auch für die Religionslehren selbst sah er das Bedürfnifs eines anerkannten Systems ein, und daher bemühte er sich mit vielen andern Fürsten, ein solches aufzurichten. Die bekannte Konkordienformel war das Resultat ihrer Bemühung.

Mehr noch bewährte der Kurfürst seine helle Einsicht in die Bedürfnisse des Zeitalters, theils durch seine Sorge für die Erziehung des Volkes von aufgeklärten Religionslehrern, theils durch den Gedanken, ein besondres Gesetzbuch für sein Land verfertigen zu lassen. Die Rechte verschiedener Nationen und

Jahrhunderte in verschiedenen Sprachen walteten ob in Deutschland: wenige wurden gehörig von den Richtern verstanden, die meisten konnten dem Volke auf keine Weise begreiflich werden. Dahin aber, glaubte Johann Georg, wäre der Zeiten Geist gekommen, daſs alle Stände Belehrung über ihre Rechte und Pflichten fodern dürften. Er wünschte daher ein Landrecht in der Sprache seiner Unterthanen und nach Grundsätzen, welche für die Begriffe und Bedürfnisse des Zeitalters geeignet wären. Die Ausführung dieses Gedankens wurde sogleich betrieben; allein ihre glückliche Vollendung war fast ein zu hohes Ziel für die damalige wissenschaftliche Ausbildung und erforderte einen Zusammenhang von Arbeiten, die vor dem dreiſsigjährigen

Kriege, diesem Verderber aller wohlthätigen Plane der deutschen Regierungen, kaum hätten beendigt werden können.

Kurfürst Johann Georg erreichte ein sehr hohes Alter, und von dreifsig Kindern, die er in drei Ehen erzeugt hatte, haben ihn funfzehn überlebt. Wider den Willen des Kurprinzen Joachim Friedrich verordnete er, dafs der älteste Sohn der dritten Ehe in der Neumark herrschen sollte. Es gab keinen unter seinen Räthen, welcher diese Anordnung nicht widerrieth, als den Gesetzen des Hauses widersprechend, sobald sie nicht alle Glieder desselben billigten. So friedfertig sein Vater und Oheim im Besitze der getheilten Marken sich gesehn hatten, konnte doch selbst im Brandenburgischen Hause jetzt durch solche

Theilung ein verderblicher Zwist aufwachen, da es so viele Prinzen aus verschiedenen Ehen zählte. Ohne Zweifel wäre es für den Kurprinzen leicht gewesen, drohende Unruhen im Lande zu erregen, andre Fürsten wider den Vater in Bewegung zu bringen; aber es geschah nichts, als daſs er sich mit einiger Kälte vom Vater entfernt hielt. Dieser selbst stand einst in ähnlichem Verhältnisse gegen seinen Vater Joachim den Zweiten, weil er die verschwenderische Groſsmuth desselben und die Zerrüttung der Finanzen nicht billigte. Auch der groſse Kurfürst war als Prinz durch die väterliche Regierung unglücklich; grausam war das Schicksal König Friedrichs des Einzigen, ehe er den Thron bestieg. In manchem andern Fürstenhause entstand aus ähnlichen Verhältnissen

so Verderben, als Verbrechen. Den Brandenburgischen Kurprinzen gaben Fehler und Härte der Väter Gelegenheit, Tugenden zu zeigen, und nie verletzten sie die kindliche Ehrfurcht, wenn gleich ihre Liebe, ihr Vertrauen sich vom Vater etwas seitwärts abwenden mufsten.

Der Fall, dafs die Linie erlosch, welche in Anspach und Baireuth geherrscht hatte, unterstützte den Kurfürsten Joachim Friedrich in der Behauptung seiner Rechte wider die Verordnungen seines Vaters. Aufserdem beschäftigte ihn sehr die Aussicht, dafs entweder er oder seine Nachkommen im Herzogthum Preufsen nachfolgen würden, da die Beherrscher desselben, seitdem der Hochmeister des deutschen Ordens Albrecht von Hohenzollern aus der fränkischen Linie sich zu der evan-

gelischen Lehre bekannt und zum Herzog von Preufsen erklärt hatte, schon in seinem Sohn gänzlich auszusterben schienen, wenigstens in ihrem männlichen Zweige.

Diese Beschäftigungen für die unmittelbaren Angelegenheiten seines Hauses, und der Zustand des deutschen Reichs, in welchem es, wie während der Regierung seines Vaters verblieb, waren die vornehmsten Ursachen, dafs Joachim Friedrich keine besondre patriotische Sorge für Deutschland äufsern konnte. Aber durch zwei Anordnungen während seiner kurzen Regierung verrieth er ein weises Aufmerken auf die Bedürfnisse des Zeitalters. Die Glaubensverbesserung war nun so weit gediehen, dafs es möglich schien, den Gottesdienst von den sinnlichen Bekleidungen mehr zu

befreien, als unter Joachim dem Zweiten geschehen war. Auf der andern Seite war es auch darum erforderlich, weil der grübelnde Sinn, welcher jeder wichtigen Revolution in der Geisterwelt folget, so wie er ein Ärgernifs an dem alten Pomp der Kirche nahm, auch in demselben neuen Stoff für das überfeine Gewebe seiner Untersuchungen entdeckte. Joachim Friedrich hatte das Verdienst, dem Geiste der Zeit hierin entgegen zu kommen. Zweitens drang sich ihm die Bemerkung auf, dafs die Regierungskunst schon ein zu verwickeltes Ganzes geworden sei, um in dem alten Gange geleitet werden zu können. Noch ehe die Geschäfte an den Regenten gelangten, mufste ein Mittelpunkt für sie geschaffen werden, damit er sie überschauen konnte. Der Staats-

rath entstand im brandenburgischen Lande.

Das unterirdische Feuer brannte fort im deutschen Reich, und indem es bei einzelnen Ausbrüchen den ungeheuern Brand als immer nähernd ankündigte, verbreitete es schon einen furchtbaren Schein, in welchem sich die einzelnen Regierungen der deutschen Staaten wie schwache Stralen verloren. Weder für das allgemeine deutsche Vaterland, noch für den Geist des Zeitalters vermochte irgend ein deutscher Fürst etwas Groſses zu unternehmen. An Kraft dazu fehlte es nicht dem Sohne von Joachim Friedrich, dem Kurfürsten Johann Siegmund. Aber auſser jenem Grunde war es noch die besondre Lage seines Hauses, welche ihn davon zurückhielt. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe

er das Herzogthum Preussen mit der Mark Brandenburg auf immer vereinigen konnte: in noch gröſsere verwickelte ihn die Klevische Erbschaft. An ihm sind die beiden groſsen Charakterzüge des Brandenburgischen Hauses gar nicht sichtbar.

Allein nicht nur unsichtbar, sondern gänzlich vertilgt war der groſse Charakter des Brandenburgischen Hauses unter dem Nachfolger von Johann Siegmund, seinem erstgebohrnen Sohn Georg Wilhelm, welcher vom Geiste der Zeit keine Ahndung hatte, welcher die Angelegenheiten des zertrümmerten Reichs nicht durchschaute. Ein Lob auf ihn wäre Beleidigung des erhabenen Geschlechtes, der herrlichen Heroen, welchen diese Blätter geweiht sind; aber einige Betrachtungen, die seine Lage beleuchten, heischt die Gerechtigkeit der Geschichte.

Alle Verhältnisse der deutschen Fürstenhäuser wurden durch den dreifsigjährigen Krieg aus ihren Fugen gerückt; es gehörte ein ungemeiner Geist eines Fürsten dazu, wenn er plötzlich neue politische Grundsätze in dieser Zerrüttung für sein Haus schaffen sollte. Noch immer hatten die Nachkommen Friedrichs des Ersten von Brandenburg mit ihrer patriotischen Sorge für das deutsche Reich, sich an das Geschlecht Habsburg gehalten: es gehörten viele entscheidende Ereignisse dazu, ehe es sich zeigte, dafs dieser Patriotism eine andre Richtung nehmen müsse. Am wenigsten aber mochte das Brandenburgische Haus, als Gustav Adolf von Schweden seinen Siegerlauf durch Deutschland begann, fest bestimmen, ob von diesem nordischen Helden oder von

den Östreichischen Herrschern mehr für die deutsche Verfassung zu fürchten war. Die Abhängigkeit des Kurfürsten Georg Wilhelm von jenen letzten erscheint so weniger tadelnswerth, als ohne Rücksicht auf ihren Zusammenhang mit der alten politischen Richtung seines Hauses.

Auch vergesse man niemals, daſs das Leben dieses Kurfürsten theils in Verhältnisse fiel, welche auſserordentliche Tugenden von den Fürsten foderten und alle ihre Schwächen an den Tag brachten, theils in der Mitte liegt zwischen den Regierungen eines kraftvollen Vaters, und eines von der Welt bewunderten Sohnes. Die Stralen des groſsen Kurfürsten warfen einen Schein von sich, welcher die ganze nachtvolle Zeit des Vaters enthüllte; und eben

weil jener Held selbst in Gefahr schwebte, durch diese Nacht unterzugehn, fühlt man sich um so mehr zu einer übertriebenen Erbitterung wider den unglücklichen Georg Wilhelm hingerissen.

Nur die letzten acht Jahre des dreiſsigjährigen Krieges befaſst noch Friedrich Wilhelms Regierung. Der Kampf war im Grunde beim Anfang derselben schon so weit entschieden, daſs die Plane des kaiserlichen Hauses wider die deutsche Mittelmacht durchaus nicht gelingen würden; diese hingegen eine bisher nicht gekannte Selbstständigkeit gewinnen müsse. Der groſse Kurfürst ward zur Regierung gerufen, um als Ersatz für die Schmach Brandenburgs während des Krieges den Ruhm desselben im Friedensschlusse zu erneuern.

Seit dem westphälischen Frieden und durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm erhielt der Charakterzug seines Hauses, Patriotism für Erhaltung und Ruhm des deutschen Reichs, eine wesentliche Veränderung. Er knüpfte sich nämlich nun nicht mehr so gänzlich an den Kaiser überhaupt und besonders den Stamm Habsburg, wie ehmals, und für das Brandenburgische Haus ward er zur politischen Nothwendigkeit auf eine viel wesentlichere Weise, wie in den vergangnen Zeiten.

Durch den langen Kampf von Karl dem Fünften an bis zum Resultat desselben im westphälischen Frieden war es deutlich geworden, daſs ein Staatensystem in Europa sich gebildet hatte, wodurch dem deutschen Staate seine Erhaltung ge-

sichert wurde. Andre Mächte hatten den Schutz desselben feierlich übernommen, und nicht mehr hing, wie ehmals, von seinem Mittelpunkte, der kaiserlichen Hoheit, gänzlich sein Heil ab. Auch verschwand, so wie durch die Verfeinerung der Sitten alle trauliche Bande schwächer wurden, immer mehr unter den deutschen Fürsten die Sitte, dafs sie glaubten, feste Treue gegen den Kaiser, sei eine schöne Tugend ihrer Häuser.

Für das habsburgische Geschlecht auf dem Kaiserthrone, wenn an diesen deutsche Vaterlandsliebe sich auch, wie in den vergangnen Jahrhunderten, hätte wenden müssen, sprachen die alten Gründe nicht mehr in ihrer Stärke. Von den Türken fürchtete man nicht mehr eine Überschwemmung Europa's,

wie sonst; die Zeiten waren dahin, wo Reiche leicht erobert wurden, und die Christenheit, nun offenbar in zwei grofse Hälften zerfallen, war nicht mehr ein Gedanke, welcher die ganze Seele des Zeitalters spannte. Auch wider den Pabst bedurfte Deutschland nicht mehr den Schutz des östreichischen Hauses; und in der französischen Macht, wider welche es sonst das Reich vertheidigen mufste, hatte die Verfassung desselben wider die Kaiser Hülfe gefunden.

Die letzten hundert Jahre hatten die Lehre tief eingeprägt, dafs Friedrich Wilhelm als Kurfürst die Kraft Östreichs nicht erhöhen dürfe, wenn seine Vorfahren, als patriotische Kurfürsten sie erheben mufsten. Für seine Person aber hatte er durch die Verbindung des väterlichen Ho-

ſes mit dem östreichischen zu viel gelitten, als daſs er die gleichsam persönliche Zuneigung, die seine Familie gegen die habsburgische ehmals empfand, in sich hätte fortpflanzen können.

Seine anwachsende Gröſse spornte endlich die Eifersucht Östreichs und vermehrte die alte Erbittrung. Viele neue Provinzen, Halberstadt, Minden, Magdeburg, einen groſsen Theil von Pommern und andre neue Besitzungen that er zu der ererbten Macht; das Herzogthum Preussen machte er zu einem unabhängigen Eigenthum seines Hauses; durch die beendigte Fehde über die Klevische Erbschaft wandte er erst alle Vortheile derselben seinem Geschlechte zu. Schneller als die Masse seiner Länder wuchs ihre innere Kraft, und noch schneller

verbreitete sich der Ruhm seiner persönlichen Gröfse. Habsburg erhielt immer mehr Antriebe, Brandenburg zu erniedrigen, als wider irgend ein andres deutsches Fürstenhaus.

So hoch durch Friedrich Wilhelm die Macht seiner Familie stieg, war sie dennoch bei weitem nicht grofs genug, um nicht von der östreichischen Monarchie leicht erdrückt werden zu können. Wider die Mächte vom ersten Range konnte sie sich nur durch Verbindungen mit andern Staaten erhalten. Auf solche Verbindungen konnte desto mehr gebauet werden, je mehr der Bundesgenosse durch Vortheil und Nothwendigkeit zu dem Verein getrieben wurde. Solche Genossen fand Brandenburg in den übrigen Reichsständen, in dem deutschen

Staatensystem. Patriotism für das deutsche Vaterland und seine Verfassung ward dem Brandenburgischen Hause politische Nothwendigkeit. Er blieb charakteristischer Zug desselben, aber mehr durch politische Weisheit, als durch Liebe bestimmt, und mehr wider den Kaiser und wider Habsburg, als zum Vortheil derselben gerichtet.

Allein trotz diesem Geiste, welchen er dem alten Charakterzuge seines Geschlechtes in Verbindung mit den Zeitumständen ertheilte, vergafs Friedrich Wilhelm nie, gegen welche andre Mächte aufser Östreich er den deutschen Patriotism seines Hauses richten müsse. Ludewig dem Vierzehnten von Frankreich mufste durch ihn besonders ein Damm gesetzt werden. Andre deutsche Fürsten liefsen sich von

dem stolzen König zur Ruhe bewegen oder leisteten ihm Hülfe, als er Holland zu seiner Beute machen und dadurch an Lage und Vergröfserung seiner Macht gewinnen wollte, um seine Eroberungsplane wider Deutschland leichter auszuführen. Selbst das östreichische Geschlecht schlummerte bei dieser Unternehmung des furchtbarsten Ehrgeizes. Da schlofs allein Friedrich Wilhelm, ohne Furcht vor der französischen Übermacht, einen Bund mit den verlafsnen Holländern. Den Kaiser weckte er mächtig aus dem Schlummer. Kein Unglück und keinen Verlust hat er gescheut, wiederholt seine ganze Kraft aufgeboten, um die französische Übermacht vom deutschen Reich abzuhalten. Dieses und Östreich dankten ihm schlecht dafür im Frieden zu Nimwegen, in wel-

welchem sie ihn der Rache der Franzosen preisgaben. Er mufste einen Frieden schliefsen, bei dessen Unterzeichnung er ausrief: möge einst ein Rächer aus meiner Asche aufstehen! Gegen das deutsche Reich und Frankreich ward er bei Rofsbach gerächet.

Von der Schwäche hinlänglich überzeugt, mit welcher die Reichsstände immer handeln würden, liefs er sich nun, da Ludewigs Plane gegen Deutschland sich ganz enthüllten, zu keinem neuen Kriege wider denselben hinreifsen. Bittrer wurde nie auf Reichstagen die Schwäche, womit Deutschland handelte, gerügt, als durch ihn. Er stiftete Freundschaft mit Frankreich, und rettete Deutschland so viel wie möglich durch diese Freundschaft. Es liegt etwas Grofses darin, mit

ungleicher Kraft wider den übermüthigen Starken sich selbst, das Recht und andre zu vertheidigen; aber von diesen verlassen, voll Selbstüberwindung mit dem Feinde Frieden schliefsen, um die Beleidiger zu retten, ist viel gröfser.

Erhabener noch als durch seinen politischen Patriotism für die Erhaltung Deutschlands erscheint Friedrich Wilhelm durch seine Sorge für den Geist des Zeitalters. Er sah, dafs derselbe strebte, das Christenthum von allen Banden zu befreien, die ihm theils noch äufsere Sitte, theils noch die Meinungen gelehrter Zänker auflegten. In Hinsicht auf jene die mildeste Duldung, wider diese wenigstens so viel Zwang auszuüben, dafs sie blofs die gelehrten Schulen, nicht das übrige Leben in Bewegung bringen sollten, schien

ihm das beste Mittel, dem Genius der Zeit zur guten Entwicklung zu Hülfe zu kommen. Seitdem die Fesseln religiöser Leibeigenschaft zerbrochen waren, wurde eine verständige Volkserziehung das höchste Bedürfnifs; nichts ist verderblicher und widriger, als ein entsprungner Sklave, der in der freudigen Bewegung der Freiheit noch mit den zerrifsnen Ketten rasselt. Auf den Volksunterricht verwandte der grofse Kurfürst vorzügliche Sorgfalt; für die gelehrte Kultur stiftete er neue öffentliche Anstalten, belebte die vorhandenen. Ohne Wissenschaften und Künste schien ihm das Leben öde; um ihnen in seinem Lande einen Schwung zu geben, hat er auf die Erscheinungen derselben in vielen Ländern scharfsichtig geachtet. Er selbst war wenigstens unter fürst-

lichen Beispielen ein ausgezeichneter Gelehrter, und verband die höhere Wissenschaft und den Geschmack für schöne Kunst mit jenen Kenntnissen, welche die Bequemlichkeiten, den Reichthum, die Genüsse des sinnlichen Lebens vermehren.

Es ist ein liebenswürdiger Zug seines Gemüthes, daſs er eine Freude daran fand, den vielfachsten Lebensgenuſs seinem Volke zu gewähren, und groſs ist es, daſs er durch sein Beispiel und seine Regierungszwecke zugleich darthat, wie Selbstständigkeit und hohe Thatkraft doch stets in den Genüssen wie ein Felsen da stehn müsse, an welchem ihre Wellen sich brechen. Auch begünstigte ihn das Glück, daſs er seinen deutschen Patriotism, seine Pflichten gegen den Geist der Zeit,

seine Freude an lebhaftem Verkehr und den Künsten, die das Leben verschönern, durch dieselben Ereignisse zugleich befriedigt sehn konnte. Wenn er die Schaaren der französischen Anhänger der Glaubensverbesserung, die Ludewig der Vierzehnte von sich stieſs, in sein Land aufnahm: so folgte er seinem edlen Duldungssysteme, machte die tiefe Wunde unheilbar, welche der Feind des Reichs sich selbst geschlagen hatte, und zog mit den Flüchtlingen die angenehmsten, nützlichsten Künste in seine Provinzen, wodurch der Lebensgenuſs vielfach vermehrt wurde. Wenn er wider den Willen des kaiserlichen Hofes, welcher die Freiheit, Posten anzulegen, für sein Hoheitsrecht in Deutschland hielt, sich dieselbe unter allen deutschen Fürsten zuerst

als ein Territorialrecht nahm: so behauptete er nicht nur das Ansehn der deutschen Mittelmacht wider den kaiserlichen Stolz, sondern erreichte zugleich die zweckmäſsigste Beförderung eines lebhaften Verkehrs und Lebensgenusses in seinen Staaten.

Den herrlichen Zug im Charakter fast aller seiner Vorfahren, ungemeine Liebe für die strengste Rechtspflege vollendete gleichsam Friedrich Wilhelm, indem er ihn ganz der höhern Kultur seiner Zeiten anpaſste. Er ging so weit, daſs er freimüthig äuſserte, es könnten vielleicht einseitige Urtheile von ihm und andern Behörden erschlichen werden; aber unbekümmert um dieselben sollten die Richter einzig nach den Satzungen sprechen.

Endlich gab er nach scharfer

Beobachtung aller Verhältnisse seiner Zeit seinem Hause noch eine dreifache Tendenz. Ihm entging es nicht, daſs neben dem Grundsatze, das Reichssystem fest zu erhalten und die minder mächtigen Staaten an sich anzuschlieſsen, also vermuthlich sich mit der guten Sache zu verbinden, Brandenburg stets mit allen Kräften wachsam seyn müsse, seine Erhaltung wider die ersten Mächte zu behaupten; um aber seine ganze Kraft brauchen zu können, nicht nur die Quellen der Industrie so viel wie möglich ergiebig machen, sondern auch mit dem Gewonnenen kärglich zu Rathe gehn solle. Die höhere Staatswirthschaft mit der häuslichen Sparsamkeit wollte er verbunden wissen. Zweitens leuchtete ihm am hellsten ein, daſs nun kein Staat mehr eine Rolle

spielen werde, der nicht ein vortrefliches stehendes Heer unterhalte, und daſs Brandenburg nach der höchsten Vortreflichkeit und Stärke desselben, eben wegen seiner politischen Lage nothwendig streben müsse. Auf den Schlachtfeldern bei Warschau und Fehrbellin und bei manchen andern Gelegenheiten führte er, ein groſser Feldherr und muthiger Krieger, zuerst das Heer seines Hauses an, sich mit unverwelklichen Lorbeeren zu schmücken. Endlich stellte er die Maxime auf, daſs Brandenburg durchaus im nördlich - östlichen Deutschland keine groſse Macht entstehn lassen solle, und darum bot er alle Kräfte wider Schweden auf, welches seit dem westphälischen Frieden daselbst so groſs geworden. Zugleich gab er der brandenburgischen Politik die

Richtung, sich in den Angelegenheiten Polens einheimisch zu machen; denn in diesem Lande mufste das wichtigste für das nördliche und östliche Europa entschieden werden.

Ein so grofser Fürst wie Friedrich Wilhelm, bildet gewifs eine Schule herrlicher Männer um sich her, wenn er seine Geisteskraft nicht in einen gewissen persönlichen Despotism ausarten läfst, welcher sehr gut bei Fürsten statt haben kann, wenn ihre Regierung auch nichts weniger als despotisch ist. Von ihm war der Kurfürst frei, und darum sah sich sein Nachfolger Friedrich am Hofe, im Heer, in den bürgerlichen Ämtern, von patriotischen und kräftigen Männern umgeben.

Sinn für schöne Kunst und Wissenschaften entstand diesem nicht; auch seine Liebe zur Pracht wollte ihnen

wohl. Er selbst liebte den Krieg nicht; aber seine Truppen wohnten als Hülfsvölker vielen Gefechten bei, und liefsen den Geist nicht verschwinden, welchen ihr Schöpfer ihnen eingehaucht hatte. Mehrere neue Besitzungen that das Glück zu seinen Ländern; seine Gemahlin Sophie Charlotte aus dem Hause Hannover, eine der ersten deutschen Frauen, verherrlichte den Thron, auf welchen er sie führte, der erste König unter den Nachkommen Friedrichs des Ersten von Zollern.

Es kostete manche Aufopferung, ehe seine Verhältnisse gegen andre europäische Fürsten ihn ihren Beifall hoffen liefsen, wenn er das Herzogthum Preussen zum Königreich erklärte; aber er säumte damit nicht, sobald der östreichische Hof die Anerkennung seines Thrones verheifsen

hatte. Am achtzehnten Jänner 1701 setzte er in einem Saal zu Königsberg sich selbst die Krone auf. Sein Sohn und seine Brüder knieten neben dem Thron, auf welchem er saſs, und huldigten ihm; seine Gemahlin kniete und huldigte ihm, er erhob sie zu sich und die Prinzen huldigten ihr als Königin. Die herrlichen Genien des Brandenburgischen Hauses, wirthlicher, militärischer, nach festen politischen Grundsätzen handelnder Sinn, und die holde Aufklärung der Zeiten durch Wissenschaft und Kunst, erschienen hier sogleich neben dem preussischen Throne: jener in dem Erbprinzen Friedrich Wilhelm, diese in der Königin Sophie Charlotte. Ihr Gemahl und sie bestiegen nach einem feierlichen Zuge des ganzen Hofes in die Kirche die Thronen, die am

Altar errichtet waren, und setzten sich noch einmal selbst die Kronen auf. Zwei Tage vorher waren durch prächtig einherziehende Waffenherolde die Einwohner von Königsberg von der Erhebung des Herzogthums Preussen in ein Königreich unterrichtet worden. Ein Strom von kostbaren Vergnügungen folgte diesen feierlichen Schauspielen. Ein neuer Antrieb zu großsen Thaten stralte dem erhabenen Geschlecht in dem Glanz der Krone. In der furchtbarsten Zeit des siebenjährigen Krieges sagte Friedrich der Einzige: „vom Orcan bedroht biete ich Trotz der nahenden Vernichtung, und muſs als König denken, leben und sterben!"

Der Sinn seines Vaters für feinern Lebensgenuſs war bei König Friedrich dem Ersten übertriebene

Liebe zur Pracht und verschwenderische Freigebigkeit geworden; des groſsen Kurfürsten kriegerischer Geist und wohlberechnete Staatswirthschaft erschienen in seinem Enkel mehr als Liebe für den militärischen Stand, und als Sparsamkeit, welche man Kargheit genannt hätte, wenn sie nicht für den Staat gewesen wäre. Überhaupt ist niemals die Einseitigkeit eines Königs so wohlthätig für ein Reich gewesen, als diese Friedrich Wilhelms des Ersten, der preuſsischen Monarchie, zu deren Gründern er eben durch seine Einseitigkeit gehörte. Freilich muſste dazu kommen, daſs ein solcher Sohn, wie Friedrich der Zweite ihm folgte, und in der väterlichen Arbeit die Mittel für solche Gröſse, wie an ihm bewundert wird, zu entdecken wuſste.

Daſs König Friedrich der Erste

nicht den Ehrgeiz der Helden besafs und überhaupt den Schwung heftiger Leidenschaften nicht kannte, war ein Glück für die preufsische Monarchie gewesen, da die abentheuerlichsten Begebenheiten während seiner Regierung den Norden zertrümmerten. Vielleicht wäre die ganze durch so viel Genie und Glück entstandene Macht des Brandenburgischen Hauses zu Grunde gegangen, wenn mit Karl dem Zwölften von Schweden und Peter dem Grofsen von Rufsland ein ähnlicher Geist auf dem preufsischen Throne den Riesenkampf gewagt hätte. Zum Glück ward Friedrich Wilhelm der Erste in die Erschütterungen des Nordens erst hineingezogen, als Schwedens Macht schon gebrochen war. Mit seinem festen und heftigen, aber nie habsüchtigen Willen gewann er, ohne viel gewagt

zu haben, von dem neuen System, welches sich während seiner Regierung im nördlichen Europa bildete.

Dieses und die polnischen Angelegenheiten beschäftigten die Aufmerksamkeit, welche er den auswärtigen Verhältnissen weihte, zu sehr, als daſs er das deutsche Vaterland mit besonderer Liebe hätte umfassen können. Auch war das östreichische Haus der deutschen Verfassung nie weniger gefährlich, als da jetzt der habsburgische Mannsstamm mit einem gänzlichen Ersterben bedroht war. Einem Reichskriege gegen Frankreichs Angriffe trat Friedrich Wilhelm gern bei.

Es giebt fast keinen unter allen Fürsten des Brandenburgischen Hauses, welcher so wenig Sorge um den Geist der Zeit hegte, also einen Hauptzug seines Geschlechtes so ver-

leugnete, als dieser König; allein er that es mit einem kräftigen Gemüth und nach festen Maximen. Die Wissenschaften und schönen Künste hat er verachtet; jedes geistige Spiel des Lebens war ihm ein Tand; einen harten traurigen Charakter gab er seinen Unterthanen; und die Tugend der Entbehrung war die einzige, welche er hoch hielt. Aber er legte dadurch einen Grund zum Charakter der Unterthanen des preußsischen Reichs, wie er demselben nothwendig war. Was er Gutes für diesen Charakter gewirkt hat, war schwer zu begründen; was er an demselben nicht wollte, das gewinnt die menschliche Natur mit leichter Mühe. Ein ähnliches Urtheil gilt von manchen seiner noch bestehenden Einrichtungen der Militärverfassung, der Civilverwaltung. Vieles hat er geschaffen,

was als Mittel vortreflich ist; und als solches, nicht als den Zweck, haben die Regierungen nach ihm seine Anstalten genommen. Wie grofses Lob ihm gebühre: so feierte doch eben darum der geistige Genufs des Lebens nnd eine freiere Tugend in seinem Sohn den Triumph über sein System, seine Neigung.

Alle Gründe, wodurch der grofse Kurfürst bewogen wurde, fest an dem deutschen Patriotism seiner Vorfahren zu halten, aber seine uralte Richtung etwas zu verändern, wirkten noch lebendiger auf seinen Urenkel, der Könige Gröfsten, wie er es unter den Kurfürsten war.

Das alte Recht seines Hauses auf Schlesien, welches Friedrich der Zweite mit dem Schwert des Eroberers ausführte, bestärkte die Richtung der deutschen Vaterlandsliebe

seines Geschlechtes wider die östreichische Macht. Für den rechtmäfsig erwählten Kaiser Karl den Siebenten aus dem baierschen Hause zog er in seinem zweiten Kriege das Schwert, und suchte die Reichsgesetze und seine neue Eroberung durch dieselben Schlachten zu behaupten.

„Halten Sie, schrieb er jetzt dem Herzoge von Würtemberg, immer fest am deutschen Reiche und dessen Oberhaupte. Es giebt für Sie keine Sicherheit gegen den Ehrgeiz und die Macht Ihrer Nachbarn, als in der Erhaltung des Reichssystems. Sein Sie allezeit ein Feind dessen, der es umstürzen will, weil es niemand kann, ohne Sie zugleich mit niederzuwerfen. Verachten Sie auch das Oberhaupt des Reichs nicht in seinem Unglück, und beweisen Sie

ihm so viel Ergebenheit, als möglich, ohne sich in sein Unglück verwickeln zu lassen." Diese Gedanken hegte der König noch mehr als politische Grundsätze seines Hauses.

Der siebenjährige Krieg, in welchem ein grofser Theil der Reichsstände wider Preufsen focht, war nicht nur ein Kampf für dieses, sondern auch für Deutschland und seine Verfassung. Ohne die ewig bewunderten Thaten Friedrichs, dessen kleine Heere die Völker eines halben Welttheils schlugen, wäre der deutsche Staat zum Sklaven Östreichs erniedrigt worden oder vielleicht an Frankreich verrathen gewesen. Friedrich fühlte wohl, dafs er nicht nur seine Macht, sondern auch das Reich, welches ihn bekämpfte, wider östreichische und französische Übermacht durch seine Lorbeern be-

schützte. Eben darum drängte sich dem Könige jetzt der Gedanke auf, was der grofse Kurfürst sagen würde, wenn er seinen Nachkommen im Streit mit so viel Feinden sähe?

Mitten unter den Sorgen der Regierung, die jeden Tag seines Lebens ruhmvoll machten, blieb ihm kein Ereignifs, kein Plan unbemerkt, welche der deutschen Verfassung gefährlich werden könnten. Nachdem er eine lange Reihe von Jahren den Entschlufs ausgeführt hatte, welchen er unter dem Donner des Kriegs fafste, dafs er, von diesem nicht in die Unterwelt hinab gestürzt, der Philosophie, den Grazien und den friedlichen Sorgen des Königs leben wolle, ergriff er wieder das Schwert, als Östreichs Absichten auf Baiern die Freiheit der deutschen Verfassung bedrohten. Für diese

schloſs er den deutschen Fürstenbund, kurz vorher, als die Unsterblichkeit, die ihn längst für ihren Liebling erklärt hatte, den Königlichen Greis in andre Sphären führte.

Der Genius des Zeitalters in seinen schönsten Eigenschaften war Friedrich der Zweite selbst, und jener entwickelte sich, so wie er die Welt seiner Gedanken und Thaten ausbreitete. Er dachte und übte zuerst eine wahrhaftige Kunst der Regierung: der rohen Leidenschaft, der Unwissenheit, der Bösartigkeit in regierenden Häusern zwang er die heilige Schaam auf; er lehrte die Welt eine offne, grade Politik. Freiheit giebt er, indem er unumschränkt herrscht; er löst da noch Fesseln, wo man glaubt, sie herrsche schon unter den Geistern; und den kühnsten Ideenschwung

entwöhnt er von jeder Abentheuerlichkeit, indem er durch sein Beispiel beweiset, wie sich derselbe zu dem Scharfsinne stimmen müsse, welcher die Wirklichkeit prüfet und bildet. Darin ist er gröſser, als sein Ahnherr der Kurfürst Friedrich Wilhelm. Die weite Ansicht der Welt verführte diesen bisweilen zu Unternehmungen, bei welchen sich für Lage und Kraft seines Staates die Unmöglichkeit der glücklichen Ausführung bald zeigte. Friedrich der Zweite hat sein Vermögen sichrer berechnet. Auſserdem ist er für sein Zeitalter in höherm Maaſs dasselbe, was der groſse Kurfürst für das seinige. Beide waren Helden, Begeisterer ihres Heeres, freie Denker, besonders in der Religion, Freunde der Wissenchaften und Künste; beide wurden Muster für

ſremde Staatsverwaltungen, belebende Kraſt und Vermehrer ihres Reichs; beide liebten den vielfachsten Lebensgenuſs mit Selbstständigkeit und Hinsicht auf höhere Pflichten. Die Eigenthümlichkeit groſser Seelen, daſs sie durch den Zauber ihrer Person und Kultur für den vielfachsten Verkehr mit Menschen geschaffen sind, aber nur in der Einsamkeit, in der Freude an der ruhigen Entwicklung der Natur sich ganz gefallen, theilen beide mit einander.

Bloſs eine Bemerkung kann dem Kurfürsten dafür, daſs seines Urenkels Ruhm den seinigen überstralte, einigen Ersatz geben, nämlich diese: er muſste selbst die äuſsere Form noch mehr schaffen, als der König; dieser ſand in den meisten Punkten schon den gerechten Buchstaben,

und mufste demselben nur den Geist einhauchen.

Mancher möchte noch hinzusezzen, dafs Friedrich Wilhelm mehr deutscher Fürst war, als sein Urenkel. Allein die Liebe Friedrichs des Zweiten für ausländische Kultur gab der Sinnesart, selbst der Literatur der Deutschen überhaupt und besonders seines Volkes einen Zusatz von Reizbarkeit, der ihnen sehr wohlthat. Aus den französischen Lieblingsschriften des Königs, welche durch ihn besonders in Deutschland ihr Ansehn gewannen, sind viele der Gedanken entsprossen, die jetzt gleichsam unser literarisches Gebiet heilsam überschatten.

Wie alle grofse Züge des Brandenburgischen Hauses durch Friedrich den Zweiten ihre Verherrlichung erhielten, so besonders auch

die uralten und hier bemerkten, die reinste Liebe für tadellose Rechtspflege, und tiefe Ehrfurcht gegen grofse Ahnen und gegen die Eltern, zartes Wohlwollen gegen die Geschwister. Bewundernd verweilt man bei jener in seiner Regierung, bei dem herrlichsten Denkmal derselben, dem Gesetzbuche des preufsischen Staats: mit Rührung, bei den schönen Zügen dieser Ehrfurcht, dieser Liebe aus seinem Leben. Eine der erhabensten Scenen für denjenigen, welcher innig fühlt, wie hohen Werth der preufsische Staat der Welt gab, ist Friedrich am Sarge des grofsen Kurfürsten, dessen Hand er fafst mit den gehaltvollen Worten: „der hat viel gethan!" Von seinem Vater, welcher ihn im aufwallenden Zorn dem Blutgerüste geweiht hatte, sagt er: „Dieser Fürst

hatte in seinem Hause Familienverdruſs; aber die Nachwelt muſs die Fehler der Kinder aus Achtung für die Eigenschaften des Vaters verzeihn." Dem Prinzen Karl von Würtemberg schrieb er: „Verehren Sie in Ihrer Mutter die Urheberin Ihres Lebens. Je mehr Achtung Sie ihr beweisen, desto achtungswürdiger werden Sie selbst seyn. Wenn eine Miſshelligkeit zwischen Ihnen entstehen sollte: so geben Sie immer nach! Die Dankbarkeit gegen Eltern hat keine Grenzen: man kann den Vorwurf verdienen, daſs man es daran fehlen lasse; aber niemals, daſs man sie übertreibe."

Auch in einem andern Hause, als dem Brandenburgischen, hätte ein solcher Bruder, wie Friedrich, eine solche Schwester, wie die Markgräfin von Baireuth herzlich geliebt.

Seine Thränen flossen, als sein ältester Bruder Prinz August Wilhelm starb, und zärtlich umarmte er dessen Sohn, den verstorbenen König Friedrich Wilhelm den Zweiten, als er im einjährigen Kriege sagen konnte, daſs der Prinz alles gethan habe, was sich vom erfahrensten General erwarten lieſs. In seiner ganzen Seele verklärte sich auf das herrlichste der uralte Zug seines Hauses, Geschwisterliebe, als er wenige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege zu seinem Heere von seinem Bruder Heinrich sagen konnte, daſs der gröſste Feldherr Europas ihrer Waffenübung zusehn werde. Er liebte Ferdinands Heldentugend. Es war sein bester Triumph, daſs er seine Liebe gegen seine Geschwister, durch die Eigenschaften derselben, vollkommen gerechtfertigt wuſste.

Aber nicht nur seine Familie, nicht nur sein Reich, sondern das ganze Europa vernahm mit jener Fülle der Gefühle, die keines herrschend werden läſst, sondern nur eine allgemeine, stille Rührung erlaubt, daſs Friedrich der Groſse sein graues Haupt in die Gruft gesenkt habe. Lange erhielt man sich in der Täuschung, als lebe und handle er noch; er war der Genius des achtzehnten Jahrhunderts; vor dem Ablauf desselben wollte man ihn nicht verschwinden sehn. Dadurch bestärkte sich die Täuschung, weil im Ganzen der preuſsischen Monarchie sein Geist fortwehte, und in andern Regierungen die Spuren seines Einflusses sich nicht verloren. Auch seine erhabenen Brüder Heinrich und Ferdinand, die jüngern Prinzen seines Hauses, die Feldherrn und Staatsmänner, dnrch ihn be-

rühmt, welche dem neuen Jahrhunderte, es noch zu begrüſsen, entgegen gingen, alle diese Gegenstände der Verehrung begünstigten gleichfalls durch die gewaltige Erinnerung an den groſsen König jene Täuschung.

Ein Denkmal, wie in seiner Hauptstadt dem Ahnherrn Friedrich Wilhelm dem Groſsen errichtet ist, wird bald auch ihm sich erheben. Eine Nationalangelegenheit nennt die Errichtung desselben ein wahrhaft Königliches Wort; denn die verschiedenen Völker, welche der preussische Scepter beherrschte, sind durch Friedrichs Gesetze zu Einer Nation geworden; aber auch die ganze deutsche Nation wird jenes Denkmal als ihre Angelegenheit betrachten. Und wenn die Greise, die mit dem König lebten, fochten, sorgten, bei diesem Denkmal sich

verjüngen in der Erinnerung alter Zeiten, wenn jeder Deutsche bei ihm Vaterlandsliebe schwört, wie der preufsische Bürger: so wird auch der Waller fremder Zungen, ferner Völker mit Schauer der Ehrfurcht als Staatsbürger und Mensch auf jenen Platz treten, wo Friedrichs Bildsäule unter vielen grofsen Denkmalen seiner Regierung stehn wird. Das Zeughaus mit seinen nun schlafenden, doch immer gerüsteten Donnern, erinnert an den Helden, welcher den Krieg nicht liebte, aber ihm kräftiger wie je ein Fürst in das Feld folgte, wenn ihn das Vaterland geweckt hatte. Jenem gegenüber erhebt sich der Tempel Apolls und der Musen, welchen der König lächelte, wie sie ihm. Seitwärts öffnen sich die Säle, wo der Staat der Wissenschaften Schätze gesammelt

hat, mit welchen Friedrich vertraut war. Fernhin schaut er auf das Schloſs seiner Vorfahren, deren Tugenden er hochhielt und übertraf, und freundlicher erhebt sich vor ihm der Pallast, wo ein König, dessen Jugend er gebildet hat, im Geiste der von ihm ererbten Grundsätze handelt. Thätig, froh, wie er den Bürger seines Staates wollte, geht der Strom des Volkes vor ihm über; hinter ihm dehnt sich eine lange Reihe freundlicher Linden, wo die Freude allein seine Unterthanen führen soll. Er liebte es, unter Reizen der Natur und Kunst alle Sorgen des Lebens zu vergessen. Doch soll kein Tag vergehn, wo die Töne seiner einherziehenden Krieger nicht zu ihm dringen.

Welchen Staat, welches Heer, welchen Ruhm und Schatz Friedrich

der Zweite hinterliefs, ist der Welt nicht unbekannt. In dem Patriotism für Erhaltung des Reichs der Deutschen, war Friedrich Wilhelm der Zweite sein Nachfolger durchaus in seinem Geiste, welcher schon als Kronprinz an dem deutschen Fürstenbunde besondere Freude gefunden hatte. Mit einem ächtdeutschen Sinn, der Form des Reichs genugthuend und als milder Friedensstifter, hat er in den Bewegungen Lüttichs gehandelt. Für Deutschland war auch sein Krieg wider Frankreich, als die Revolution desselben Europa erschütterte. Kurfürst Friedrich der Erste zog das Schwert wider die Hussiten, als ihre Freiheitswuth jede bürgerliche Ordnung bedrohte, und zeigte den Öhlzweig, als die erste Gefahr, die erste Raserei des zügellosen Geistes der Zeit

ge-

gebrochen worden. Nachdem der Höllengott Robespierre gefallen und das fürchterlichste aller Systeme nur noch in Trümmern in Frankreich bestand, hat Preufsen den Frieden zu Basel geschlossen. Die gefahrvollen Frevel des Geistes der Zeit in der französischen Revolution hat es bekämpft, und ruhig konnte es nun die bessern Eigenschaften desselben mit Weisheit für sich benutzen. Mit grofser Anstrengung schenkte es auch dem nördlichen Deutschland den Frieden.

Diese Thaten Friedrich Wilhelms des Zweiten zeigen, wie wenig der Geist seiner Altvordern ihm fremd war. Durch die Güte seines Herzens, seine Ehrfurcht gegen die ältern Glieder seiner Familie, durch die Liebe für seine Geschwister, durch seinen hohen Muth, die Fülle seiner Kräfte und

seine wissenschaftliche Bildung erinnerte er an viele seiner berühmtesten Ahnherrn. Auch wuchs während seiner Regierung durch den Anheimfall von Anspach und Baireuth, durch die gänzliche Theilung Polens der Umfang der preufsischen Monarchie, die Friedrich der Zweite, die Anwartschaft mitgerechnet, um die Hälfte vergrössert, und auf immer in den Rang der ersten Mächte erhoben hat.

Glück und Genie hatten ihre höchste Gunst dem preufsischen Staat erwiesen, als Friedrich Wilhelm der Dritte den Thron bestieg. Schuldloser und wohlthätiger konnte der Lage und dem Charakter des Königs nach nie eine Regierung seyn. Einem grofsen Theile des deutschen Reichs, welches sich ihm, wie seinen Vorfahren, wohl undankbar bezeigt, schenkt er noch jetzt den Frieden: heilbringend leitet

er den Geist des Zeitalters mit Ruhe durch seine Provinzen. Kriegerisch und friedliebend, bemüht, alle Wohlthaten der brandenburgischen Staatsverwaltung bis zu dem untersten im Volke nie versiegend hinabzuleiten, für nichts ohne Ausnahme eingenommen, als für Gerechtigkeit und Wahrheit, voll Verehrung gegen die Grossen unter seinen Ahnherrn, die minder vorzüglichen mit Schonung betrachtend, mit zartem Gefühl beim Andenken des Vaters, voll Zärtlichkeit gegen die Geschwister, überliefert er dem neunzehnten Jahrhundert seit der Stiftung des Christenthums, dem zweiten des preufsischen Königreichs, ein treues Bild von dem ewig verehrten Charakter seines Hauses, dessen Hauptzüge hier geschildert sind.

Ein vollständiges Gemälde desselben würde unendlich reich seyn. Aber

warum sollte die Eigenthümlichkeit, womit dieses Geschlecht auf alle Kräfte seines Landes, auf alle Zweige der Verwaltung wirkte, hier weitläufig dargestellt werden? Geht durch die beinahe sechstehalb tausend Quadratmeilen, welche der preufsische Scepter beglückt, und schaut da im emporstrebenden Leben, was kein Buchstabe hinlänglich schildert.

Nur fodert ein Blick auf das Haus Friedrich Wilhelms des Dritten von dem Herzen noch diese Bemerkung. Die Fürsten des Brandenburgischen Geschlechtes, wenn sie ihrer eigenen Wahl überlassen blieben, wählten die Gefährtinnen ihres Lebens mit dem glücklichsten, sichersten Zartgefühle. Mehrere derselben gehören zu den herrlichsten der deutschen Frauen. Elisabeth von Baiern-Landshut, die Gemahlin des ersten Kurfürsten von Bran-

denburg war durch Schönheit, Anmuth der Sitten und Hoheit des Geistes unter den Fürstinnen, was ihr Gemahl unter den Fürsten. Einzig aus Bedürfniſs des Herzens hatte der groſse Kurfürst Henriette Luise von Oranien zur Gemahlin gewählt, und die sanfte Vollendung ihrer Natur, ihr ewig heitres und nie verirrendes weibliches Urtheil ergänzten seine Gröſse. Königin Sophie Charlotte war das weibliche Ideal für den Geist eines Leibnitz. Einen andern Namen, welchen die Bescheidenheit nicht ausspricht, wird die Geschichte zu den angeführten hinzuthun.

Königliche Kabinetsordre.

„*Mein lieber Staatsminister Frey-*
»*herr von Heinitz und General-*
»*Major von Tempelhoff. Da sich*
»*der Zeitpunkt, wo Ich im Stande*
»*seyn werde dem unvergeſslichen*
»*Könige Friedrich II. ein Seiner*
»*würdiges Denkmal errichten zu*
»*lassen, jetzt weniger zu entfernen*
»*scheint; so eile Ich die Vorberei-*
»*tung dieser National-Angelegen-*
»*heit einleiten zu lassen. Ihr bei-*
»*de verdienet in mehr als einer*
»*Rücksicht vorzugsweise, daſs Ich*
»*Euch dazu den Auftrag ertheile.*
»*Euer Geschäft muſs sich indessen*
»*vorjetzt noch darauf einschrän-*

»*ken, Euch über die Form des Mo-*
»*numents, den Ort seiner Aufstel-*
»*lung und über den Plan zur Aus-*
»*führung zu besprechen, und Mir*
»*Eure Ideen darüber vorzutragen.*
»*Ihr wifst es schon, dafs Ich eine*
»Statue equestre *im eigentlichen*
»*bekannten Costume allen andern*
»*bis jetzt gemachten Vorschlägen,*
»*und den Platz vor dem Eingange*
»*der Linden-Allee zu Berlin allen*
»*andern vorgeschlagnen Plätzen*
»*vorziehe. Hierauf müfst Ihr da-*
»*her auch vorzüglich Eure Auf-*
»*merksamkeit verwenden; im übri-*
»*gen aber habe Ich das vollkom-*
»*mene Vertrauen, dafs Ihr den*
»*Erwartungen, wozu Eure Talente*
»*Mich und Meine getreue Unter-*
»*thanen berechtigen, entsprechen*

» *werdet. Ich verbleibe Euer wohl*
» *affectionirter König.*»

Potsdam den 1. November 1800.

Friedrich Wilhelm.

An
den Staatsminister Freyherrn von Heinitz.

An
den General-Major von Tempelhoff.

